

Zu Walter Kempowskis 75. Geburtstag erscheint die erste Biographie des deutschen Chronisten

Der Lebensweg des Schriftstellers Walter Kempowski ist exemplarisch für die wechselvolle Geschichte des deutschen Bürgertums im 20. Jahrhundert. Mit dieser Biographie werden Leben und Werk des großen deutschen Chronisten erstmals im Zusammenhang dargestellt. Chronologisch behandelt Dirk Hempel, langjähriger Mitarbeiter Kempowskis, die vier existentiellen Komplexe Kindheit und Jugend in Rostock, Inhaftierung in Bautzen, Tätigkeit als Pädagoge und schriftstellerische Arbeit.



Dirk Hempel

Walter Kempowski
Eine bürgerliche Biographie

Taschenbuch, 304 Seiten, 85 Abbildungen, 11,8 x 18,7 cm,
ISBN: 3-442-73208-5
zahlreich s/w-Fotos
€ 9,50 [D]

btb Verlag

Erscheinungstermin:
April 2004
Titel ist lieferbar

Bautzen

Bautzen war ein Segen für mich.

Kempowski wurde in den Keller einer Villa in der John-Brinkmann-Straße gesperrt, die der sowjetische Geheimdienst als Gefängnis nutzte. Seinen Bruder Robert verhaftete man am selben Morgen. Sie waren denunziert worden. Nach einigen Tagen transportierte man sie nach Schwerin in das MWD-Gefängnis an der Demmlerstraße. Es folgten Einzelhaft und nächtliche Verhöre. »Nach vier Wochen wurde ich nicht mehr ›geholt‹, da hatte ich das Schlimmste überstanden, dies nächtliche Sitzen vor dem Schreibtisch, der gutartige Dolmetscher, Tabakkrümel mit der Hand zusammenfegend. Und der Untersuchungsrichter, bevor er begann, heftete er mit Reißzwecken ein Blatt Papier auf den Schreibtisch.«

Seine Mutter blieb unterdessen ohne Nachricht, die deutsche Kriminalpolizei schwieg, auf der sowjetischen Kommandantur ließ man sie nicht vor, in der John-Brinkmann-Straße wurde sie verjagt. Am 28. September 1948 holten sie die Russen ab. Da waren ihre Söhne schon in Bautzen, nachdem sie das zentrale sowjetische Militärtribunal zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt hatte, wegen Spionage, antisowjetischer Hetze, illegalen Grenzübertritts und Gruppenbildung. Die Russen wußten Bescheid über die Frachtbriefe, Kempowskis Zeit in Wiesbaden, auch über die Tätigkeit in der LDP, seinen Einsatz im Wahlkampf 1946, den von Arno Esch geleiteten Jugendclub. Kempowski bezeichnet das Urteil heute als »Glücksfall«, denn die Hälfte der von den Militärtribunalen Verurteilten wurde in die Sowjetunion deportiert, etwa 25 000 Menschen, unter ihnen der Schriftsteller Horst Bienek. Einige hundert wurden wie Arno Esch erschossen.

Margarethe Kempowski wurde im Januar 1949 zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, wegen »Nichtanzeigens von Agenten des ausländischen Nachrichtendienstes«. Nach einem Monat verlegte man sie ins ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen und Anfang 1950 zusammen mit mehr als 1000 Frauen und 30 Kindern in das Frauengefängnis Hoheneck bei Stollberg im Erzgebirge.

Die bürgerliche Existenz der Familie Kempowski war zerstört, innerhalb weniger Monate entschied sich ihr Schicksal. Die Firma wurde liquidiert, die Wohnung aufgelöst, das Mobiliar versteigert. Geblieben waren nur Erinnerungen. Kempowskis Haft in Bautzen dauerte vom 6. September 1948 bis zum 7. März 1956, sein Bruder saß noch einige Monate länger.

Das Zuchthaus Bautzen I, wegen der Klinkerfarbe »Gelbes Elend« genannt, stammte aus der Zeit nach der Jahrhundertwende. Ernst Thälmann war hier inhaftiert gewesen, bevor ihn die Nationalsozialisten in Buchenwald ermordeten. Ende der vierziger Jahre war es überwiegend mit Männern belegt, die zu hohen Strafen verurteilt worden waren. Kempowski schreibt: »In Bautzen, das war 1948, traf ich auf Sozialdemokraten, die sich der Zwangsvereinigung widersetzt hatten, und auf Ostbüro-Leute, auf Christen und auf Liberale, auf Bauern, die ihr Soll nicht erfüllt hatten, aufmüpfige Schüler und Studenten. All jene Leute saßen hier, die störten beim Aufbau (...): Saboteure, die in Aue irgendein Malheur gehabt hatten, Kaufleute, Gutsbesitzer. Es waren allein in Bautzen über 8000 Menschen, von denen in den ersten Jahren täglich welche starben, an TBC meist. Wir hatten ständig über 1000 TBC-Kranke.

In Bautzen saßen auch sogenannte Vgmer, also Landeschützen, die Russen bewacht hatten: Nazis mit und ohne Vergangenheit.«

Im Zuchthaus war Kempowski auf sich selbst zurückgeworfen, war allein mit seinen Schuldgefühlen der Mutter gegenüber, allein mit seinen Ängsten, ob er die lange Haftzeit überstehen würde, mit seinen Sorgen, was er bei seiner Entlassung anfangen sollte. »Die ›kummervollen Nächte‹, als ich mir darüber klar wurde, daß ich nichts war, nichts hatte, immer älter wurde, kein Abitur, keine Lehre, nichts.« In Bautzen kam er aber auch zur Ruhe, zur Besinnung nach den Jahren der Verweigerung und des Taumelns. Und am Tiefpunkt seiner Existenz zeichnete sich nach Jahren die Perspektive eines zukünftigen Lebens ab. »Das Zuchthaus war meine Universität«, sagt Kempowski in Anspielung auf einen autobiographischen Roman Maxim Gorkis. Das Zusammensein mit Menschen aus allen Schichten, Berufen, Altersgruppen und Provinzen über Jahre hat ihn gebildet: »Es begann schon in der Zelle. Ich hatte ja als Bürgersohn bis dahin mit sogenannten einfachen Leuten, mit Arbeitern oder Handwerkern nichts zu tun gehabt, auch nicht mit Berlinern oder Sachsen.« Ein Schuhmachergeselle berichtete von seiner Arbeitslosigkeit in den zwanziger Jahren und vom Arbeiterbildungsverein. »Er staunte Bauklötze, als er erfuhr, daß ich Oberschüler gewesen war. Ach, du hast Schule besucht ... Das war ein Schock, weil mir klar wurde, wie privilegiert ich gelebt hatte.«

Die Jahre 1949 bis 1952 verbrachte er mit 400 Männern auf engstem Raum: »Die Pritschen waren 1,50 m breit, für drei Mann!« Studien treiben, hatte Robert ihm zugerannt, als sie auf dem Saal Einzug hielten, Studien treiben, das komme ja nie wieder, und: »Lauter Lemuren!« Er lernte Menschen unterschiedlichster Herkunft und Profession kennen, freundliche Erzgebirgler und Glasbläser aus dem Vogtland, Juden, die Auschwitz überlebt hatten, KZ-Kapos, einen Kaufmann, der in Persien gearbeitet hatte, einen Bäcker, dessen Vater Schlachter gewesen war und eine Gastwirtschaft besessen hatte, einen Bankpräsidenten, dazu Amerikaner, Finnen, einen Fremdenlegionär, der in Dien Bien Phu gekämpft hatte, Alte und Kinder. »Sebastian Brants ›Narrenschiff‹, damit kann man es vielleicht vergleichen, obwohl es darüber hinausging, es gab ja nicht nur Narren im Saal, sondern alle Arten von menschlichem Verhalten, alle vorstellbaren Charaktere, angenehme wie unangenehme.« Er traf den Feldweibel seines Vaters und Detlef Nahmmacher, der ihm 1943 die Haare abgeschnitten hatte, außerdem einen Neffen seines ehemaligen Lehrers Johannes Gosselck. Kempowski ging immer wieder von Pritsche zu Pritsche, sprach mit den Männern, fragte sie nach ihrem Leben, hörte stundenlang zu. Der babylonische Chor der Stimmen faszinierte ihn. »Ich begann mit dem Einsammeln der Schicksale schon in Bautzen, das Belauschen der Gespräche, das Geraune, nicht erst seit dem schon geschilderten Gang über den Hof, seit damals aber zielbewußt.«

Er habe die Menschen kennengelernt, sagt Kempowski, ihr Verhalten in extremer Situation. »Das Erstaunlichste war, dass sich auch unter den Bedingungen des Zuchthauses so etwas wie eine bürgerliche Ordnung herstellte. Ich war sonderbarerweise als Sohn eines Reeders geachtet, verfügte zeitweise über eine Art Diener, einen Mann, der mir die Strümpfe stopfte und dafür mit einem Teil der Suppenration entlohnt wurde.«

Wie in den Kriegsgefangenenlagern der Alliierten organisierte sich auch im Zuchthaus Bautzen ein Kultur- und Lehrbetrieb, an dem Kempowski regen Anteil nahm. Er konnte endlich den Französischunterricht fortsetzen, bei Wolfgang Natonek, dem Sohn des Schriftstellers Hans Natonek. Er war LDP-Mitglied und an der Universität Leipzig Vorsitzender des Studentenrates gewesen. »Sein Unterricht kam mir sehr zugute. Ich zehre immer noch davon. Er konnte Fabeln von La Fontaine aufsagen, die ich dann auswendig lernte, ›Le corbeau et le renard‹, oder er gab Vorlesungen über die deutsche Klassik wieder, die er bei Hermann August Korff gehört hatte (›Geist der Goethezeit‹).« In Göttingen begegnete Kempowski ihm wenige Jahre nach der Entlassung wieder.

Bei einem Volksschullehrer namens Erler besuchte Kempowski Kurse zur Harmonielehre, und er nahm an einem literarisch-philosophischen Gesprächskreis teil, den der Studienrat Hans Haustein (»Eckstein« in »Ein Kapitel für sich«) leitete. Philosophische Systeme wurden in dem sogenannten Mimosenclub erläutert und aus dem Leben der Dichter berichtet, Gedichte rezitiert – »blödem Volke unverständlich«. Kempowski: »Ich habe nie wieder so intensiv Gedichte gelesen wie in Bautzen.« Er schrieb auch selbst Verse, in denen es um die Situation der Gefangenschaft ging:

In meinem Aquarium
hängen die Fische
seltsam starr und stumm.
Doch – wenn ich die Scheibe wische,
Fahren sie plötzlich herum.

Oder um die freundschaftlichen Beziehungen im literarischen Gesprächskreis:

Nächtlich durch die großen
Hallen sinnend schreiten
kühlen Marmor an den bloßen
Füßen und befreien
Atem auszustoßen
Und empfinden Dankbarkeiten
daß in dieser urteilslosen
Welt dich immer noch begleiten
zartempfindende Mimosen.

In den acht Jahren konnte er etwa 20 Bücher lesen, darunter »Schuld und Sühne«, »Krieg und Frieden«, Shakespeares Königsdramen, Dantes »Göttliche Komödie«, Kellers Novellenzyklus »Das Sinngedicht«, Giorgio Vasaris »Künstler der Renaissance«, ein Buch über Heinrich Vogeler und Fritz Reuters »Ut mine Festungstid«.

Kempowski gehörte auch einer Gruppe an, die sich um Jochen Hafner versammelte. Der Studienrat berichtete den Oberschülern aus seinem Leben, von Kriegserlebnissen, von seiner Einstellung gegen die Nationalsozialisten. »Nicht was er erzählte, beeindruckte mich, sondern wie er es erzählte«, so Kempowski, »seine pädagogische Art sprach mich an. Junge Männer brauchen das wohl, eine starke Persönlichkeit außerhalb der Familie.« Hafner beeinflusste die Gruppe nicht erzieherisch, sondern durch seine Anwesenheit, durch Gespräche, Zuhören, Eingehen auf die Teilnehmer. »Es ging eine Art Liebe von ihm aus, nicht im sexuellen Sinne, sondern ein Eros, der wirksam wird. Seine Ausstrahlung war enorm.« Für den vaterlosen Kempowski bedeutete Jochen Hafner eine positive Autorität. Am meisten beeindruckte ihn der pädagogische Raum, der hier eröffnet wurde. »Es waren nur wenige konkrete Anstöße, die ich von ihm empfing. Er ließ mich Gedichte schreiben, einmal sollte das Wort ›Fahrrad‹ darin vorkommen. Es wurde auch viel interpretiert. Rilkes ›Sonette an Orpheus‹ spielten eine große Rolle. Und er plädierte für ein Schulfach ›Allgemeine Lebenskunde‹, Benimmfragen sollten vermittelt werden, wie man richtig liest und einen Knopf annäht. Das habe ich später als Lehrer angewendet, älteren Schülern in der großen Pause Schachspielen beigebracht und englische Vokabeln.« Hafner setzte die Linie der pädagogischen Anregungen fort, die von Kempowskis Mutter und den Lehrern Martin und Gosselck ausgegangen war. Er wies dem Suchenden auch die Richtung in eine berufliche Zukunft, nämlich Lehrer zu werden. Darin bestärkten ihn auch die Erzählungen des Volksschullehrers Erler über seine einklassige Dorfschule in Ostpreußen und seine eigenen Kindheitserinnerungen an den Sommer 1933, den er im Haus eines Lehrers in Bad Sülze an der Schwarzen Recknitz verbracht hatte.

Der allgemeine Kulturbetrieb auf dem Saal war lebhaft, besonders in den ersten Monaten des Jahres 1950, nach der Übergabe an die Volkspolizei, die anfangs von der Verwaltung überfordert war. Das Ende des breiten Mittelgangs wurde als Veranstaltungsort benutzt. Sonntags wurden Vorträge gehalten. Der Kustos des Zoologischen Museums Königsberg referierte über Würmer und Kriechtiere, ein Lehrer sprach über Himmelskunde, Robert über die Schiffsmaklerei, Segelflieger und Weltreisende kamen zu Wort. Einzelheiten einer mehrteiligen Vorlesung über Lust- und Unlustgefühle kann Kempowski auch jetzt noch wiedergeben. Der Inhalt ganzer Bücher wurde erzählt, jemand konnte das erste Klavierkonzert von Tschaikowsky pfeifen, ein anderer Szenen aus Schillers »Don Carlos« vortragen, »Faust« I bis zur Walpurgisnacht wurde aufgeführt. Bei »Bunten Abenden« traten Zauberkünstler und Clowns auf, wurden Tucholsky-Gedichte vorgetragen. In der Kirche wurden Filme vorgeführt, zumeist sowjetische, aber auch tschechische und deutsche. Karl Lieffen, den er schon in Wiesbaden im Theater gesehen hatte, erschien ihm nun auf der Leinwand. »Mein Bruder und ich sahen ausgerechnet in Bautzen einen Film mit ihm, und wir beide riefen: Wie Vater!«

Kempowski betätigte sich zeitweilig als Theaterdichter und -régisseur. Mit Unterstützung seines Bruders rekonstruierte er den Text von Curt Goetz' »Die tote Tante«, ein Stück, das sein Vater oft zitiert und das er selbst kurz vor der Verhaftung gelesen hatte. Kostüme wurden aus Zivilkleidern zusammengeliehen, Tische zur Bühne zusammengeschieben, ein Vorhang aus Bettlaken hergestellt. Robert übernahm die Rolle des Pastors.

Außerdem schrieb Kempowski einen Zweiakter über einen Homo Tarzanus, der bei einer Expedition im Dschungel entdeckt wird. Am Ende bleibt der Expeditionsleiter in der Wildnis und lebt wie der tarzanähnliche Mensch, während dieser mit der Expedition den Urwald verläßt. Die Sehnsucht nach Abgeschiedenheit und Ruhe bildet einen Kontrast zur belebten Welt der Zivilisation – die Hoffnungen des Gefangenen auf Freiheit, aber auch die Furcht vor der bürgerlichen Welt drücken sich hier aus. Die Vorstellung wurde zu einem großen Erfolg für den Autor und Regisseur, nicht zuletzt durch Roberts überragend komische Darstellung des Tarzan. Auch als Sänger eines Jazzquartetts reüssierte Kempowski, mit heiserer Stimme wegen einer Stimmbandreizung und in Art der Mills Brothers hottend. »Als wir geendet hatten, setzte ein Gejohle und Geschrei ein, als ob sich der Deckel vom Kochtopf hob und die Milch überkochte. Ich bin sofort verschwunden.«

Die kulturellen Aktivitäten, die Bildungsmöglichkeiten dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Jahre der Haft sehr hart waren. Hunger, Kälte, katastrophale sanitäre Einrichtungen, unzureichende medizinische Versorgung bestimmten den Alltag im Gefängnis. Robert Kempowski schildert die primitiven Umstände: »3 Glühbirnen in einem Saal von 35 Metern Länge und 15 Metern Breite, in dem 400 Leute hausen. Für jeden bleibt ein Raum von 50 Zentimetern in der Breite und 2 Metern in der Länge; Staub, Dreck, Lärm, Gestank, 5 Klos für 400 Leute.« Die Verpflegung war schlecht, Hunger an der Tagesordnung, Gewichtsverlust, Entkräftung die Folge. Robert Kempowski: »Ich erinnere mich an den Ruf ›Westflügel – Suppe‹, bei dem wir schon mit der Schüssel an der Zellentür gestanden haben. Dies zum Gefühl Hunger, das man sich heute kaum mehr vorstellen kann. Damals gab es beispielsweise die ›Krümelkacker‹, die Krümel gesammelt und in Beuteln zum Trocknen aufgehängt haben. Es hat Leute gegeben, die Nudeln zum Trocknen aufgehängt haben, um sich irgendwann einmal einen ›Prasdnik‹ zu machen. Leute haben ihre ›Kuhlen‹ (Gauersprache = Brotration) untereinander getauscht und 2 Tage gehungert, um einmal eine richtige Mahlzeit zu haben. Diese Leute haben sich kaputtgemacht.« Dazu kam die seelische Not. Die überwiegende Mehrheit war unschuldig eingesperrt, ohne rechtsstaatliche Verfahren, aufgrund von Willkürakten eines terroristischen Besatzungsregimes und einer bürokratisch-repressiv agierenden Verwaltung der Volkspolizei. Schon ein offener Knopf oder

Unterhaltungen während des Hofgangs wurden mit Stehkarzer geahndet, stundenlang eingesperrt in einer dunklen, 40 cm tiefen Kammer. Denunziation führte zu Einzelhaft. Kempowski erlitt sie im Dezember 1953 unter dem Vorwurf, eine christliche Untergrundgruppe gegründet zu haben. Kalfaktoren führten ein rigides Regiment. Appellationsinstanzen gab es nicht, ebensowenig Aussicht auf vorzeitige Entlassung. Arbeit erhielten die wenigsten und oft nur für kurze Zeit. So war Kempowski von März bis November 1953 als Schreiber in der Sattlerei beschäftigt.

Seine Strafzeit hätte bis 1973 dauern sollen. Dann wäre er 44 Jahre alt gewesen. Besuch erhielt er nicht. Briefe waren erst ab 1949 erlaubt, trafen nur spärlich ein, wurden zensiert oder aus disziplinarischen Gründen auch zurückgehalten. Für viele Häftlinge war die Trennung von Ehefrauen und Freundinnen oft verbunden mit Ungewißheit. Und manch einer erhielt dann den berühmten Brief: »Du hast es ja auch schon geahnt ...« – Scheidung. Eine spezifische Gefängniserotik kam auf, wie sie auch aus Kadettenanstalten und Internaten bekannt ist, schwärmerische Freundschaften bis hin zu temporärer Homosexualität. Suche nach Beschäftigung, sticken, nähen, Schach spielen, nach geistiger Anregung bei kulturellen Unternehmungen, war die eine Seite, manchmal steigerte sie sich zu pathologischer Hyperaktivität bis hin zum Zusammenbruch. Die andere bestand aus Leiden, Verzweiflung, Resignation, Depression, Krankheit, Tod. Mancher beging Selbstmord. Nur wenige versuchten den Ausbruch. Bei zwei Fluchtversuchen in den Jahren 1952 und 1953 wurden drei Häftlinge erschossen.

Kempowski quälte sich zusätzlich mit der Schuld, das Leiden seiner Mutter verursacht zu haben. »Dies sind die dunkelsten Stunden meines Lebens«, schrieb er später. Am 6. Juli 1949, wenige Tage nachdem er die Nachricht von ihrer Inhaftierung erhalten hatte, schrieb er an seine Schwester: »Ich glaube, Ihr könnt Euch denken, was in mir vorgeht, wenn ich an Mutter denke. Richtet nicht! (...) Gebe Gott, daß wir Mutter ein Leben schaffen können, das alles Bisherige vergessen läßt. Wie werde ich arbeiten, das zu erreichen!« Mittlerweile hält er es für fraglich, ob seine im Wasserkarzer erpreßten Aussagen tatsächlich der Grund ihrer Verhaftung waren. Er sieht eher den Besuch eines amerikanischen Agenten kurz nach seiner Verhaftung sowie ihre Reise nach West-Berlin im September 1948 als auslösende Momente an. »Daß ich mich schuldig fühle, ist eine ganz andere Sache.« Seine Verantwortung versteht er metaphysisch: »Die Tatsache bleibt, daß ich ja gesagt habe, ja, meine Mutter hat davon gewußt, auch wenn die Entscheidung über ihr Schicksal zu diesem Zeitpunkt längst gefallen war.«

Er brach mehrfach zusammen. Im September 1949 wurde er mit hohem Fieber ins Lazarett eingeliefert, Verdacht auf TBC. Er wog nur noch 45 Kilo. Im Herbst 1953 versagte der Magen vor Erschöpfung durch das jahrelange karge und schlechte Essen.

Ab 1952 gab ihm der Kirchenchor Halt, dem er mit Unterbrechungen bis zur Entlassung angehörte. Etwa 50 Männer lebten in einer Art klösterlicher Gemeinschaft in einer Doppelzelle, West 4: Studenten, Lehrer, Pastoren, die gemeinsam aßen, schliefen, Noten kopierten, Lieder einstudierten. Der Chor wurde gefördert von Hans-Joachim Mund, Kirchenreferent im ZK der SED und im Auftrag der Volkspolizei als hauptamtlicher Gefangenenseelsorger zuständig für alle neun politischen Strafanstalten in der DDR. »Ich faßte zu Hans-Joachim Mund sofort Vertrauen, und es entwickelte sich darüber hinaus Zuneigung, ja ein besonderes Freundschaftsverhältnis. Die herzliche Atmosphäre, in der er das Gespräch führte, zog mich an, und die Strenge imponierte mir, mit der er vorging, den Häftling auf sich selbst zurückzuführen und ihn abzubringen von weinerlicher Allerweltsanklagerei.« Mund konnte ihm auch Grüße von seiner Mutter aus Hoheneck übermitteln.

Durch diese Begegnung wandelte sich Kempowskis Haltung gegenüber seinem Schicksal. Er akzeptierte es, eine Voraussetzung für seinen Wiederaufstieg aus eigener Kraft. »Ich

dachte: Wir tun hier stellvertretend Buße für die, die sie nicht geschnappt haben, und für das Unrecht, das wir Deutschen begangen haben.«

Als man im Januar 1954 mit der Mehrheit der Sänger auch den Chorleiter entließ, wurde Kempowski »Kommandoleiter Kirchenchor«, im Alter von 24 Jahren – eine Aufgabe, die ihn nach den Jahren des Wartens und Bildens fesselte und herausforderte, die ihm einen Sinn für sein weiteres Leben gab. »Erst mit der Chorarbeit 1954 fing ich mich wieder. Da merkte ich, daß es Gebiete gibt, auf denen ich etwas leisten kann.« Aufgestaute Energie und der Schmerz, zurückgeblieben zu sein, trieben ihn an. Die Arbeit verstand er künstlerisch: »Wir waren kein Männergesangsverein.« Zuerst einmal setzte er durch, daß der Chor wieder aufgefüllt wurde. Er ging mit der Stimmgabel in der Hand und begleitet von einem Wachtmeister von Zelle zu Zelle und ließ Häftlinge vorsingen. »Manchen habe ich so aus dem Zellendasein erlöst.« Der Chor sang Motetten, Kantaten, Choräle, ganze Messen von Bach, Palestrina, Gluck, Schütz, Distler, eingerichtet von Kempowski, der auch selbst komponierte, und unterstützt von einem kleinen Streichorchester. »Ich lag dann abends oben auf meiner Pritsche, das Bett gegenüber mit Noten bedeckt, und studierte im Schein der Feuerzone Partituren von Pepping.« In dieser letzten Zeit seiner Haft schrieb er auf Toilettenpapier ein Jamben-Epos mit dem Titel »Die schwarzen Vögel«, das er seinen Zellengenossen vorlas: die Geschichte eines einsamen Mannes in einer mittelalterlichen Stadt, in der die Pest wütet.

In der klösterlichen Abgeschlossenheit der Kirchenchorzelle war sein späteres Leben schon in nuce angelegt: Studien treiben, künstlerische Betätigung, suchen nach Ausdruck, um die Ergebnisse der Welt zu präsentieren, den Menschen zurückgeben, was man von ihnen empfing. Wenn der Chor am Sonntagvormittag in der Kirche Choräle sang, war das Erbauung und Unterhaltung zugleich, eine Annäherung an geistige Regionen mittels der Sinne. Es war seine Absicht, schreibt Kempowski im Tagebuch, »den dreißig Leuten eine lohnende Beschäftigung zu bieten, den sogenannten Kirchgängern ein bißchen Freude und absolut gesehen das Fähnchen hochzuhalten. Es hatte auch eine kultische Bedeutung«. Daß in dem Lied »Von Gott will ich nicht lassen ... Errett't von Sünd' und Schanden, von Ketten und von Banden« auch Widerstand steckte, begriff die Volkspolizei durchaus.

In der Musik begegnete er auch der Religion. Kempowski fühlte sich besonders vom mystischen Charakter des Katholizismus angezogen – vorbereitet durch seinen Freund Hans-Ulrich Rüther, mit dem er in Rostock die Heilige Messe besucht hatte, und vertieft durch intensives Bibelstudium in den Jahren auf dem Saal. Auch gehörten Werke von Adolf von Harnack, Julius Wellhausen und Ernst Troeltsch zu seiner Lektüre. In der Kirchenchorzelle las er Romano Guardinis »Heilige Zeichen«, über katholische Riten und Symbole: Kreuzzeichen, Knien, Kerze, Weihwasser, Weihrauch.

Der Wunsch, sich selbst aufzuheben in einer Jahrtausende alten, noch immer lebendigen Tradition, regte sich in Kempowski. Er begriff das Christentum als Kulturgrund des Abendlandes.

Auch die hochkirchlich-katholisierende Richtung des evangelischen Pfarrers Mund beförderte ein Gespräch. »Die Gottesdienste, die Hans-Joachim Mund in der Anstaltskirche hielt, waren ungewöhnlich. An die Predigten erinnere ich mich zum Teil noch wörtlich. Seine Neigung zur Feierlichkeit kam meinen Vorstellungen von Gottesdienst entgegen.« Eine gewisse Affinität zu manchen Elementen des Katholizismus ist stets geblieben, etwa für die Meßordnung als Form für religiöse Inhalte. Ein persönliches Verhältnis zu Gott suchte er damals indes nicht. Weder betete er, noch hielt er stille Zwiesprache. »Von da kam keine Hilfe. Im Gesang fand ich sie, in der Manifestation des Glaubens durch Wort und Lied, in der Musik.«

Die Zeit der Haft ist das Zentrum, um das Kempowskis Leben als Pädagoge, Schriftsteller und Archivar bis heute kreist. Eine symbolische Erfahrung: Der Sohn aus gutem Hause, kriminalisiert, ausgestoßen, besann sich am tiefsten Punkt und strebte fortan danach, das von

ihm Zerstörte wiederherzustellen, durch seine Arbeit wieder in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Dankbarkeit gegenüber den Bautzener »Lehrern«, die ihm die Richtung wiesen, und das Gefühl einer pädagogischen Verantwortung leiteten ihn, das Erfahrene an künftige Generationen weiterzugeben.

Die habituelle, im Zitat erstarrte Bürgerlichkeit seiner Eltern wurde hier gewandelt und wies in die Zukunft. Bildung und Kultur erlebte er nicht mehr als überkommenes Erbe, sondern als selbst erarbeitet, unter schwersten Bedingungen, als existentielles Bedürfnis, das Überleben im geistigen Raum gewährleistet und einen höheren Lebenszweck eröffnet.

Bautzen disziplinierte den Bürgersohn, der sich jahrelang herumgetrieben hatte, Bautzen traumatisierte ihn aber auch. Das Ausmaß ist schwer zu beurteilen. Das Hafterlebnis ist jedenfalls immer präsent. Durch Träume und Ähnlichkeiten wird Kempowski damit konfrontiert – Auslöser für Gespräche, Tagebuchnotizen, literarische Verarbeitung. Am 30. Mai 1993 notierte er: »Verhaftungstraum. Ich hätte mir ja denken können, daß die Russen nichts vergessen. Eben noch amüsiere ich mich über einen Zivilrussen, der seine Hose zwecks Schonung der Bügelfalte verkehrt rum angezogen hat – seine Zahnprothese hat er richtig rum im Mund –, da werde ich von hinten gepackt und ins Auto geschoben. Aber da fällt mir ein, daß ich ja schon gegessen habe deswegen, und der Spuk verfliegt.«

Kempowski nennt die Reaktionen ungewollten Wiedererlebens selbstironisch die »Bautzen-Macke«. Die Psychologie spricht von posttraumatischen Belastungsstörungen. Die Haft ehemaliger politischer Gefangener in der DDR gilt nach einer UN-Konvention als psychologische Folter, die zu psychischen Störungen führen kann.

Im Juni 1955 wurde Kempowskis Haftstrafe auf acht Jahre herabgesetzt. Er war in die Operative Abteilung geführt worden, wo ihn der gefürchtete Hauptwachtmeister fragte: »Na, Kempowski, wie lange wollen Sie denn noch hier bleiben?« – »Ich habe ja 25 Jahre.« – »Und freiwillig?« – »Zehn Jahre insgesamt, das halte ich noch durch.« – »Da kann ich Ihnen eine schöne Mitteilung machen, Ihre Haft ist auf acht Jahre reduziert. Sie können schon in acht Monaten nach Hause.« Der Präsident der DDR, Wilhelm Pieck, hatte einen allgemeinen Gnadenerweis verfügt, unter den auch Kempowski fiel. Seine Mutter war bereits im Januar 1954 freigekommen und nach kurzem Aufenthalt in Rostock nach Hamburg ausgereist.

Wenige Wochen vor seiner Entlassung brach Kempowski zusammen. Körper und Psyche kapitulierten vor dem ständigen Hunger, der Angst vor der Volkspolizei, der Unfreiheit. Der innere Widerstand war im achten Jahr erlahmt. »Ich war fertig, ich konnte nicht mehr.« Er wurde im Lazarett gepflegt, kam allmählich zu Kräften. Hier lernte er auch einen Brief an die SPD in Bonn auswendig, Satz für Satz, eine Art Hilfeschrift der inhaftierten Genossen, den er bestellen sollte. Die letzten Tage in Bautzen verbrachte er in der Entlassungszelle, wo er sich in die Lektüre von Arnold Zweigs »Verklungene Tage« versenkte. Am frühen Morgen des 7. März 1956 händigte man ihm seine Zivilkleidung aus – einen Pullover und eine Joppe –, das Foto seiner Mutter, eine Stimmgabel und zwei Notenblätter. Um 6.26 Uhr passierte er die Torwache, um 6.43 Uhr fuhr der Zug ab, Richtung Westdeutschland. Von seinem Bruder hatte er sich nicht verabschieden können. Um 17.15 Uhr telegrafierte er aus Wittenberge an seine Mutter: »ICH BIN FREI.« In der Nacht kam er in Hamburg an – ein Wiedersehen nach acht Jahren.

© Verlagsgruppe Random House

Dirk Hempel, geboren 1965 in Cuxhaven, studierte Germanistik und Theaterwissenschaften in München, Promotion 1994. Hempel ist langjähriger Mitarbeiter von Walter Kempowski u. a. bei dem Echolot-Projekt, daneben ist er an der germanistischen Fakultät der Universität Hamburg tätig. Dirk Hempel lebt in Hamburg.

